Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse".

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 5.	3. Quartal.	1886.

Der Millionenerbe.

Roman von **Siegmund Bernhardt.**

(Fortsetzung.)

[5]

(Nachdruck verboten.)

„Für Ihre Braut und deren Mutter verpflichte ich mich während der drei Monate in glänzender Weise zu sorgen," fuhr der Notar fort, „ebenso für ihr ferneres Wohl, sobald Sie die Angelegenheit, die ich Ihnen übertragen werde, zu meiner Zufriedenheit ausgeführt haben werden. Nun, willigen Sie ein?"

Eberhardt stutzte, er wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Ich muß erst hören, um welche Angelegenheit es sich handelt," sagte er endlich. „Sie werden mich doch nicht zu einem Verbrechen verleiten wollen?"

„Würde ich in diesem Falle so mit der Thür ins Haus fallen?" polterte der Notar heraus, „aber ich will Ihr Gewissen beruhigen, Sie sollen nicht denken, daß Sie sich dem Teufel mit Leib und Seele verschreiben; setzen Sie sich und hören Sie mich an."

Der junge Arbeiter nahm auf einem Rohrstuhl Platz und der Notar begann:

„Es ist lange her, da liebte ein Aristokrat eine Sängerin, die an der Oper unserer Stadt wirkte, und heirathete sie gegen den Willen seiner Familie. Die Ehe war im ersten Jahre eine entschieden glückliche, die junge Frau wiegte nach Verlauf desselben einen Sohn in ihren Armen und der Vater dieses Kindes, übrigens ein Ehrenmann in des Wortes wahrhafter Bedeutung, war, wenn möglich, nach der Geburt seines Erben noch zärtlicher gegen seine Gattin. Aber eines Tages muß etwas Schreckliches passirt sein, denn die junge Frau verließ noch an demselben Abend das Haus und war von dieser Stunde ab mit ihrem Sohne verschwunden. Die ehemalige Sängerin — wir wollen sie Bertha nennen, obwohl sie nicht so hieß — wandte sich zu ihren Verwandten, bei denen sie vorläufig Aufnahme fand; sie besaß kein Geld, wohl aber werthvolle Schmucksachen, die sie verkaufen ließ und von deren Erlös sie ein Jahr im Hause ihres Onkels lebte. Als aber dies Geld zu Ende war, da war auch die Theilnahme der egoistischen Verwandten zu Ende, sie ließen die Unglückliche fühlen, daß für sie und ihr Kind nicht länger in ihrem Hause eine Freistatt sei. Und Bertha, die zu stolz war, um Almosen zu erflehen, nahm ihr Kind und ging. Jetzt kommt eine lange Leidenszeit der armen Mutter, die unter tausend Entbehrungen ihr eigenes und ihres Kindes Leben fristete; sie versuchte zum Theater zurückzukehren, auf welchem sie einst Triumphe gefeiert hatte, aber die Stimme war fort, der Versuch brachte ihr nur eine herbe Enttäuschung; da übernahm sie die Anfertigung von Stickereien für Geschäfte, sie arbeitete vom frühesten Morgen bis zum späten Abend und doch konnte sie kaum die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen. Um das Maaß des Unglückes voll zu machen, erkrankte sie und wurde, da sich Niemand ihrer annahm, in das Krankenhaus gebracht, während ihr kleiner Sohn von ihr getrennt wurde und in einem Waisenhause Aufnahme fand."

„Im Waisenhause!" unterbrach Eberhardt den Notar, „dann ist er ja ein Schicksalsgefährte von mir, denn auch ich bin bis zu meinem vierzehnten Jahre in einer derartigen Anstalt aufgewachsen."

Taubert lächelte.

„Sie werden bald noch mehr Aehnlichkeit zwischen sich selbst und dem Sohne der Sängerin entdecken, hören Sie nur weiter. Die arme Frau starb im Hospital und Alles, was ihrem Kinde von ihr blieb, das waren ein paar armselige Papiere, die man dem Knaben aushändigte, als er mit seinem



Der Gang nach der Stadt. (Mit Text auf Seite 40.)

vierzehnten Jahre zu einem wackeren Grobschmied in die Lehre gegeben wurde."

Eberhardt war von seinem Stuhl aufgesprungen, er faßte, sich ganz vergessend, die Hand des Notars und rief mit lauter Stimme:

„Herr, Sie haben mir meine eigene Geschichte erzählt. Aber — mein Gott," setzte er stockend hinzu, „da bin ich also der Sohn eines Barons und mein Vater lebt noch. Wo, wo — sagen Sie mir, wo, ich will ihn auf der Stelle aufsuchen, nicht weil er reich und vornehm ist, sondern weil ich oft, ach so oft, mich nach einem Vater gesehnt habe."

„Ihr Vater ist todt," sagte Taubert hart.

„Todt — also todt, wie die Mutter!" Eberhardt blickte ernst vor sich hin. „Und ich habe weder ihn, noch sie gekannt. — Aber warum trennten sich meine Eltern. — Sie wissen es, Herr Notar, sagen Sie es mir."

„Ich weiß es nicht. Der Grund scheint ein tiefes Geheimniß zu sein. Doch nun merken Sie auf. Ihr Vater hat Millionen hinterlassen."

„Millionen?" fragte Eberhardt ungläubig in fast gleichgiltigem Tone.

„Millionen!" wiederholte Taubert. „Aber ein Anderer, ein Neffe Ihres Vaters, ein verwöhntes Muttersöhnchen, ist in den Besitz derselben gelangt, während Sie, der Sie eigentlich der berechtigte Erbe sind, im Elend leben."

„Es geht mir schlecht — ja, das ist wahr — im Augenblick könnten mich hundert Thaler herausreißen, aber Millionen — was sollte ich mit Millionen?"

„Sie werden sie auch niemals erlangen," fuhr der Notar mit erhöhter Stimme fort, „denn leider hat Ihre Mutter durch eine Urkunde alle Rechte aus den Händen gegeben. Aber Sie sollen die gewünschten hundert Thaler verdienen, wenn Sie sich meinen Wünschen fügen."

„Was muß ich also thun? — Gerade heraus!"

„Mir für einige Monate Ihre Person zur Verfügung stellen, um den Herrn Baron, der Ihnen die Millionen weggeschnappt und auch mir Uebles zugefügt hat, ein wenig zu ängstigen."

„Ich soll Ihnen also als Drohgespenst dienen?" fragte Eberhardt.

„Wenn Sie es so nennen wollen — ja," erwiderte der Notar sehr gelassen.

„Und wenn ich mich weigere?"

„Dann werfe ich Frau Gaster und ihre Tochter morgen früh erbarmungslos auf die Straße und werde meinen ganzen Einfluß aufbieten, um Sie aus jeder Stellung zu bringen, wie Sie heut morgen durch mich arbeitslos geworden sind."

„Das also war Ihr Werk?" fragte der junge Arbeiter bestürzt.

„Natürlich. Die Leute, welche Sie höhnten und zu einer Schlägerei reizten, waren von mir bestochen. Nur ruhig, junger Herr — sobald Sie heftig werden, lasse ich Sie durch meine Leute entfernen und führe meine Drohung in Betreff Ihrer Braut aus."

Eberhardt warf sich halb trotzig, halb besiegt in einen Stuhl; er fühlte, daß er sich in der Gewalt dieses Teufels befand. Endlich sagte er: „Und wenn ich einwillige, so darf ich vor drei Monaten nicht mehr zu Emilie zurückkehren?"

„Das müssen Sie mir bei dem Andenken an Ihre Mutter schwören. Sie bleiben vorläufig in meinem Hause, später werden wir sehen, was mit Ihnen zu machen ist. Sollten Sie Ihre Braut während der drei Monate durch einen Zufall treffen, so kennen Sie dieselbe nicht."

„Aber warum all' diese Heimlichkeiten? — Das arme Mädchen wird sich zu Tode grämen."

„Ich habe meine Gründe, übrigens bitte ich Sie, mich nichts zu fragen. Entscheiden Sie sich, wollen Sie oder nicht?"

„Nun gut, ich will, aber ich bitte Sie —"

„Kein Aber — schwören Sie!"

Und Eberhardt, der so Emilien und sich dem Elend zu entreißen dachte, leistete den schrecklichen Schwur, den der Notar ihm mit ruhiger Stimme vorsprach. „So und jetzt kommen Sie," sagte Taubert hierauf, „meine Tochter soll Ihnen ein Zimmer anweisen. Morgen werde ich Anzüge für Sie kommen lassen, die Sie gut kleiden werden. Sie sind jetzt Gentleman und müssen als solcher auftreten." Eberhardt folgte willenlos dem Manne, der ihn bereits vollständig beherrschte; er war völlig betäubt von der soeben durchlebten Stunde. Das Bild seiner Braut, der er in herzlicher Liebe zugethan war, stieg vor seinem geistigen Auge auf und eine trübe Ahnung beschlich ihn — er fragte sich, ob er Recht gethan habe. Doch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er ja auf diese Weise nach drei Monaten dem Elend der Armuth ein Ende machen könne, und für Emilien und ihre Mutter während seiner Abwesenheit gesorgt werde. An diesem Abend harrten zwei Frauen mit klopfendem Herzen der Wiederkehr eines Mannes, der sich von ihnen getrennt hatte, um Hülfe zu bringen. Stunde auf Stunde verrann und als er nicht erschien, da schluchzte die Jüngere aus gepreßtem Herzen auf, die Aeltere aber sagte bitter: „Auch er verläßt uns! Was weinst Du um ihn? — so sind die Menschen — alle — alle!"

Fünftes Kapitel.

Ein treuer Diener seines Herrn.

Einige Tage nach diesen Vorgängen im Hause des Notars eröffnete Erich von Ristow seinem Kammerdiener, daß er auf sein Gut Groß-Falkenau überzusiedeln gedenke und zwar schon in den nächsten Tagen.

„Sie, Robert," fügte der Baron hinzu, „bleiben hier und verwalten das Haus; da meine Abwesenheit sich auf viele Monate erstrecken kann, so werde ich den größten Theil meiner Dienerschaft entlassen und mögen Sie dies den Betreffenden, deren Namen ich auf dieser Liste vermerkt habe, unverzüglich mittheilen. Auch einige meiner Pferde habe ich bereits verkauft und wegen der Wagen stehe ich noch in Unterhandlung. Ich lasse Sie hier, da ich auf Falkenau Ihre Hülfe entbehren kann." Eine Handbewegung verabschiedete den geschmeidigen Kammerdiener, welcher sein Erstaunen unter einer tiefen Verbeugung verbarg. Als aber die Thür sich hinter ihm geschlossen und er sich unbeachtet sah, murmelte er kopfschüttelnd: „Also so steht es bereits mit dem Herrn Baron, man fängt an zu sparen — da ist es die höchste Zeit für mich, nach anderen Unternehmungen Umschau zu halten. Ich bin nicht mehr der Jüngste und das verdammte Börsenspiel, das ich lieber nie hätte kennen lernen sollen, hat meine Ersparnisse völlig verschlungen. Ich möchte irgend einen Coup wagen und dann verschwinden, vielleicht ist in der neuen Welt mehr für mich zu holen. Schade nur, daß die schöne Emilie nur gar so spröde ist. — Donnerwetter, das Mädchen steht sich doch selbst im Licht, schlägt mich aus und hängt sich an einen lumpigen Arbeiter, mit dem sie ewig am Hungertuche nagen wird."

In diesem Selbstgespräch wurde Robert durch das Erscheinen eines großen, breitschultrigen Mannes unterbrochen, der in der Kleidung eines Jägers oder Inspektors eine stolze, fast gebietende Haltung bewahrte. Das Gesicht dieses Mannes erhielt durch eine große, hervorspringende Nase, sowie durch einen mächtigen, grauen Schnurrbart das Gepräge der Energie und eines berechtigten Selbstbewußtseins, in den hellblickenden Augen aber stand unverkennbare Herzensgüte und eine natürliche Liebenswürdigkeit geschrieben. Einer der wenigen Menschen, welcher die letztere Eigenschaft des Inspektors Haselmann — denn dieser war es — nicht anerkannte, war Robert, der Kammerdiener. Wir werden bald erfahren, welchen Grund dieser treue Leporello hatte, den Inspektor mit seinem Hasse zu beehren.

„Sie — hier?" murmelte Robert erschrocken.

„Ich hoffe nicht, Sie zu stören?" fragte der Inspektor höhnisch, „oder sind Sie eben im Begriff, eine Gemeinheit zu begehen und komme ich Ihnen ungelegen?"

„Was wollen Sie damit sagen?" erwiderte der Kammerdiener mit frechem Blicke; er hatte jetzt seine Fassung wiedergewonnen.

„Was ich damit sagen will — nun, Sie erinnern sich doch, welche Rolle Sie bei jenem fürchterlichen Unglück gespielt, das unsern nun in Gott ruhenden Herrn betroffen?"

„Ich erinnere mich, daß Sie verleumderische Anklagen gegen mich schleuderten, mir jedoch nichts beweisen konnten."

Der alte Inspektor stampfte wüthend mit dem Fuß auf. „Leider konnte ich Dir nichts beweisen, Schurke," sagte er mit unterdrückter, aber von Ingrimm erzitternder Stimme, „leider konnte ich dem Herrn Baron nicht klar machen, daß kein Anderer, wie Du die Hand im Spiele hatte bei dem schändlichen Verrath, den seine Frau und sein bester Freund, dieser schuftige Graf Sand, an ihm begingen. Ich aber weiß, daß Du der Zwischenträger warst und wenn auch heut Gras über der Geschichte gewachsen und unser armer Herr nach einem einsamen Leben zur ewigen Ruhe eingegangen ist — ich habe Deinen Bubenstreich nicht vergessen und rathe Dir: nimm Dich in Acht vor mir, kreuzest Du noch einmal meinen Weg, so schlage ich Dich nieder, wie einen tollen Hund. So und nun melde mich beim Herrn Baron."

Der Kammerdiener wollte zögern, er ahnte Schlimmes für sich von dem Besuche des alten Inspektors bei seinem jungen Herrn, aber ein energischer Wink Haselmann's ließ ihn wieder zum Boudoir seines Herrn zurückkehren. Als der Inspektor allein war, blickte er sich prüfend in dem eleganten Raume um.

„Hier sieht's freilich anders aus, als vor zehn Jahren, denn so lange mag ich nicht in dieses Haus gekommen sein," flüsterte er, „dieser Firlefanz kostet Geld und wenn noch das Spiel und die Frauen hinzukommen, so wird es nicht lange dauern und die Herrlichkeit wird ein Ende haben. Ich muß ihn warnen, es ist meine Pflicht — soll das Vermögen des alten Barons durch einen Verschwender in alle vier Winde verstreut werden? Nein, das darf nicht geschehen!"

Er verstummte in seinem Selbstgespräch, da der Kammerdiener hereintrat und mit schadenfrohem Gesicht meldete, daß der Herr Baron bis auf Weiteres nicht zu sprechen sei.

„Das ist gelogen," sagte der Inspektor mit großer Ruhe und schritt auf die Thür, welche zu Erich's Boudoir führte, zu. Der Kammerdiener wollte sich ihm in den Weg stellen, aber er flog zur Seite und konnte es nicht verhindern, daß Haselmann über die Schwelle trat. Erich saß an seinem Schreibtisch und wandte sich um, als er das Geräusch des Eintretenden hinter sich hörte.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fragte er ärgerlich, „und was berechtigt Sie, gegen meinen Willen hier einzutreten?"

(Fortsetzung folgt.)

Noch zu rechter Zeit.

Novellette von **M. Windolf.**

(Nachdruck verboten.)

Ihr letztes Wort kann das nicht sein, Mary! Es ist unmöglich, daß Sie auf mein aufrichtiges Werben nur diese eine unmotivirte Antwort haben! Nachdem ich zwei Jahre hindurch jeden Ihrer Blicke beobachtet — jedem Ihrer Worte gelauscht und aus Allem, was Sie thaten oder sagten, Ihre Liebe für mich erkannt, weisen Sie mich jetzt zurück? — Mary, meine Mutter hat sich Ihrer angenommen, als sie Sie ohnmächtig auf der Straße, vor unserem Hause liegend fand. Sie hielt Sie wie ihr eigen Kind. Fragte auch nicht mehr, was hinter Ihnen liegt, nachdem Sie ihr einmal erklärt, Sie vermöchten es nicht, von der Vergangenheit zu sprechen. Hätten Sie doch gar so Trauriges erlebt. — Aber trotzdem Sie den Schleier auch nicht um eines Zolles Breite lüfteten, welchen Sie über Ihr vergangenes Leben breiteten, vertraut meine Mutter Ihnen doch. Ja, sie kennt keinen innigeren, keinen sehnlicheren Wunsch, als das Mädchen, über deren Vorleben Sie nicht das Geringste weiß, zu ihrer Tochter zu machen. Mary — so betrüben Sie auch die Mutter, wenn Sie meine Hand zurückweisen."

Bleich — wie sterbensmüde hatte das schöne Mädchen sich bei den letzten Worten ihres Gegenübers erhoben. Und ihm jetzt ihre weiße, bebende Hand entgegenstreckend, sagte sie in leisem, schmerzdurchdrungenem Ton: „Adalbert, das macht mich untröstlich!" Aber plötzlich in Weinen ausbrechend, klang es durch die schluchzenden Laute: „Und nun verliere ich vielleicht auch noch den letzten Halt im Leben! Muß ich mich losreißen von den beiden Menschen, die mir die Theuersten auf der ganzen Welt geworden! Adalbert!" Sie warf sich leidenschaftlich vor dem stattlichen, jungen Mann in die Kniee und flehte in tief ergreifendem Ton: „Adalbert — und ich kann doch nicht leben, ohne Sie wenigstens hin und wieder einmal zu sehen! Ich kann nicht leben, ohne hin und wieder ein gütiges Wort von Ihren Lippen zu hören! Haben Sie Mitleid mit mir — gönnen Sie einer tief Unglücklichen diese einzige Freude. Beweisen Sie mir, daß auch ein Mann opferbereit lieben kann und sagen Sie Ihrer Mutter: Sie, Sie hätten sich eines Andern besonnen — Sie haben Gründe gefunden, von einer Werbung um mich abzustehen!" Und sich plötzlich wieder von ihren Knieen erhebend, warf sie die Arme um seinen Hals und ihre Lippen heiß und leidenschaftlich auf seinen Mund pressend, hauchte sie: „Adalbert, ich liebe Dich wie nur ein Weib einen Mann lieben kann! Aber der höchste Beweis dieser Liebe ist, daß ich Deinem Besitz entsage — entsage für immer. Sei Du nun auch edel und groß: Nimm der Heimathlosen nicht die letzte Stätte, auf die sie ihr Haupt legen kann! Erfülle meinen Wunsch! Ich wiederhole es, sage Deiner Mutter, Du ständest davon ab, mich zu der Deinen zu machen!"

Er wollte sich wohl noch mehr zur Wehre setzen gegen ein solches Ansinnen. Die dunklen Augen des unglücklichen Mädchens aber schauten so angstvoll flehend zu ihm auf, daß er ihr doch nachgab, ihre beiden Hände faßte und tiefbewegt erwiderte: „Seien Sie ruhig, Mary, Sie sollen durch mich nicht die Heimath in diesem Hause verlieren! Im Gegentheil, meine Mutter wird sie noch heller für Sie gestalten, weil ich ihr das Bewußtsein eingeben will, daß sie ein von mir begangenes Unrecht gut zu machen hat. Und doch, theures Mädchen, gebe ich die Hoffnung nicht auf, Sie dermaleinst mein zu nennen! Eine Ahnung sagt mir, daß der Schatten, welcher sich jetzt zwischen uns gestellt hat, weichen wird — eher, viel eher, als wir Beide vielleicht denken."

Sie blickte mit einem leisen Seufzer zu Boden: „Es ist nicht mehr möglich," sagte sie dann ihm kaum verständlich. — — — — —

Adalbert hatte sein Wort gehalten. Er verrieth der Mutter, die sonst sein vollstes Vertrauen besaß, auch nicht mit einer Silbe, daß Mary seine Hand ausgeschlagen. Im Gegentheil, der sonst so wahrheitsgetreue Mann band der alten Frau dem Mädchen zu Liebe ein Märchen auf, das seiner Phantasie wirklich alle Ehre machte. Die Matrone glaubte ihm auf das Wort, zweifelte nicht daran, wie seine Existenz sich wirklich mit einem Male zu einer ganz unsicheren gestaltet, und auch die Aussichten für die Zukunft so wenig erfreuende seien, daß es ihm unmöglich wäre, mit gutem Gewissen auch noch eine zweite Person in sein Schicksal zu ziehen.

Momente lang nur hatte sie trübselig vor sich niedergeschaut, dann nahm sie den Kopf ihres Einzigen in beide Hände. Einen herzhaften Kuß auf seine Stirn drückend, sagte sie nun: „Du bist zu allen Zeiten ein Ehrenmann, Adalbert! — Aber die arme Mary dauert mich — ich glaube, sie hielt Dich fraglos für ihren Bewerber! Kein Anderer dachte ja auch Anderes, als daß aus Euch ein Paar würde! Nun, ich werde sie aber durch verdoppelte Liebe dafür schadlos zu halten suchen, daß sie sich in ihren Erfahrungen getäuscht sieht. Uebrigens hoffe ich, daß Deine Aussichten sich doch wieder klären werden und noch ein Tag kommt, an dem ich Mary an Deiner Seite sehe."

„Der Himmel gebe es!" sagte der junge Mann leise, während er Hut und Stock nahm, um in sein Bureau zu gehen. — — —

Die Schatten auf der Stirn Mary's waren in diesen Tagen immer dichter geworden und wie unendliche Seelenqual zuckte es oft um den feingeschnittenen Mund. Dabei fiel es ihrer braven Pflegemutter besonders auf, daß das junge Mädchen, welches bisher beinahe befremdend jede Zeitungslektüre gemieden, mit einem Male Alles, wessen sie nur aus der Tagespresse habhaft werden konnte, förmlich verschlang. Wenn die alte Frau dann aber lachend meinte: „Gott, Kleine, Du treibst mir wohl gar Politik?" zuckte es glühroth auf in dem Gesicht des Mädchens. Mit fast leidenschaftlicher Innigkeit schlang sie die Arme um den Hals der Alten und hauchte: „Nein, nein, nicht Politik! Aber fragen Sie mich nicht, theure Frau! Lassen Sie mich nach wie vor ruhig meine Wege gehen! Wie sehr Sie sich auch oft durch meine seltsame Weise befremdet fühlen sollten, wanken Sie nicht in der Ueberzeugung, ich persönlich that nie etwas, dessen ich mich zu schämen brauchte!"

„Ich persönlich!" Mary hatte bereits vielfach diese Redewendung gebraucht und die alte Frau sagte sich eben so oft schon: „Sie persönlich nicht, aber doch ein Anderer, der ihr nahe steht! Was sie heimathlos, hoffnungslos und so unglücklich gemacht, das sind die Nachwehen einer bösen Handlung, die jener Andere begangen!

„Aber wer war dieser Andere und was that er?" — — — — — — — — — — — —

Die beiden Frauen saßen gemeinsam an ihrem Arbeitstisch in der Wohnstube. Sie stickten eifrig an einem Teppich, den sie für Adalbert's nahen Geburtstag verfertigten, als das Mädchen eintrat und früher als sonst die Zeitung auf den Tisch legte.

Ein sonderbares Erschrecken durchlief sofort Mary's Körper. Ihre Hände zuckten fieberhaft nach dem Blatte hin. Dennoch aber sah sie fragend zu der Matrone hinüber: „Darf ich zuerst lesen?" fragte sie. Eine solche Angst, eine so übermächtige Qual aber vibrirte durch die Worte des Mädchens, daß die alte Dame momentelang ganz konsternirt zu ihr hinüberschaute, ehe sie erwiderte: „Meinetwegen, ich bin nicht so verpicht auf das Zeitungslesen und erfahre ihre Neuigkeiten immer noch früh genug!"

Aber schon hielt Mary die gewichtigen Blätter in den Händen. Ihre Augen, die sich mit Thränen gefüllt hatten, überflogen den Inhalt und blieben dann wie gebannt an einer Stelle haften. Plötzlich öffneten sich die Lippen der Unglücklichen zu einem lauten, gellenden Schrei: „Todt — Gott, Gott und doch auf diese grausige Weise!" stöhnte sie dann. Immer bleicher wurden ihre Wangen, die schönen Züge erstarrten wie zur Todtenmaske. Nur eine Sekunde und die Matrone hielt ihre ohnmächtige Pflegebefohlene im Arme.

„Anna, Anna, um Gotteswillen komm! schnell!" rief sie erschrocken nach der Thüre hin, hinter der ihr Dienstmädchen vor wenigen Minuten verschwunden. Und als die junge Person sofort wieder erschien, trug sie gemeinsam mit ihr die Leblose nach dem Sopha. Aber während die Dienerin dann Mary's Stirn und Schläfen mit belebenden Essenzen reiben mußte, hob die alte Dame vor Allem schnell das Zeitungsblatt vom Boden. Es war Besseres, als nur der Erbfehler ihres Geschlechts, was sie dazu bewegte, vorerst nach der Ursache zu Mary's Ohnmacht zu forschen, damit vielleicht auch das Räthsel zu lösen, welches über dem Leben ihres Schützlings lag.

Nach längerem Suchen fand sie endlich auch eine Nachricht, die wohl die richtige sein mußte — sie sagte sich es freilich mit namenlosem Entsetzen. Und nicht ohne Grund wurden ihre Augen so starr, denn was zuerst die Aufmerksamkeit der Matrone auf diesen Zeitungsartikel lenkte, war die Seitenschrift: „Hinrichtung der Gattenmörderin Anna Goldwehr."

„Goldwehr!" Auch Mary hieß Goldwehr und hatte als ihre Heimath den Ort genannt, an dem die Verbrecherin hingerichtet worden.

„Gott im Himmel!" Die alte Frau sah auf das bleiche Mädchen, welches lang ausgestreckt auf dem Sopha lag: Wenn die Elende, die ihr Verbrechen jetzt auf dem Schaffot gesühnt, nun die Mutter dieser Mary wäre? — Und sie — Frau Antonie Breder, der man nie im Leben auch nur das Geringste hätte nachsagen können, was sie irgend wie mit der öffentlichen Meinung in Konflikt zu bringen vermochte, nun das Kind einer — die Haut schauderte ihr, wenn sie nur daran dachte — einer Mörderin bei sich aufgenommen! Es wäre fürchterlich. — Und doch — ihre Blicke hingen wieder so mitleidig, theilnehmend an dem bleichen, rührend schönen Gesicht ihres Schützlings. Und als sich gerade jetzt die Augen desselben öffneten und ein langer, angstvoller Blick ihr Antlitz traf, ein Blick, der all' die Qual, all' die Pein einer armen, gemarterten Seele in sich trug, faßte es das brave, gute Herz der alten Frau vollends. Sie eilte rasch nach dem Sopha und legte beide Arme zärtlich um den Hals der Unglücklichen. Der Magd einen Wink gebend, sich zu entfernen, flüsterte sie Mary in das Ohr: „O, Kind, Kind, ich ahne Alles! Ich verstehe Deinen Kummer und weiß, was Dich gelehrt, so trostlos hineinzublicken in das Leben und hinaus in die Welt, die allen Reiz für Dich verloren, trotzdem sie doch so schön ist!"

Der Oberkörper der armen Mary hatte sich jäh aufgerichtet. Und als sie gesehen, wie Anna, die gute, brave Magd, die Thür hinter sich geschlossen, schluchzte sie laut auf: „So haben Sie es gelesen? O, Frau Breder, jetzt werden Sie mich gehen heißen! Ja, ja, und ich gebe Ihnen Recht, Sie können mich nicht unter ihrem Dache dulden, der Name Goldwehr da in dem Blatt muß Ihren Bekannten ja verrathen, daß —!“

„Daß?“ fragte die Matrone athemlos.

„Daß ich die Tochter — der — der Hingerichteten bin!“

Sie schrie laut auf, dann erhob sie sich von ihrem Lager und schritt händeringend im Zimmer hin und her.

„Mutter, Mutter, warum thatest Du das Entsetzliche? Weil er Dich roh behandelte, sagtest Du, weil er Dich beleidigte, wie kein tugendhaftes Weib beleidigt werden darf! Ich weiß es, Mutter, aber Du hättest fliehen sollen mit mir, anstatt ihm den Giftbecher zu reichen. Jetzt hast Du auf ewig dreier Menschen Leben vernichtet! Auf ewig! Der Vater ruht im Grabe, Du littest die entsetzliche, entehrende Strafe und ich — ich — Euer Kind, bin heimathlos geworden! Das Brandmal Deiner Schuld glüht für immer auch auf meiner Stirn und macht mich ruhelos — nimmer rastend wie Ahasver.“

„Aber Mary, Mary — ich heiße Dich ja nicht gehen!“

Das Mädchen war stehen geblieben, ihre leeren, wie ausgebrannten Augen starrten mit erschreckendem, undefinirbarem Blick in das Thränen überfluthete Gesicht der Greisin.

„Sie heißen mich nicht gehen,“ sagte sie dann, „aber meine Gegenwart würde Ihnen doch immer eine Qual sein! Der Anblick einer Tochter jener Unglückseligen könnte Ihnen nur unheimlich werden und das Zusammenleben mit mir auch in der Gesellschaft Demüthigungen schaffen!“

Und plötzlich vor der alten Dame niederknieend rief sie: „Ich will gehen, gewiß, nur lassen Sie mir zwei Tage Zeit, damit ich mir überlegen kann, wohin ich meine Schritte zu lenken habe. Nach welchem verborgenen Winkel der Welt ich gehen soll, in der Ueberzeugung: dort wird Niemand erfahren, wessen unglückselig Kind ich bin! — Ja —!“

„Aber Du sollst ja bei mir bleiben, Mary,“ schluchzte die alte Dame.

„Das sagen Sie in der Aufwallung Ihres guten, edlen Herzens, meine Wohlthäterin. Ich darf Ihrer Erlaubniß keine Folge leisten. Aber da kommt Ihr Sohn — sagen Sie ihm Alles, Frau Breder, nur lassen Sie mich nicht zugegen sein, wenn er erfährt, wem er sein Vertrauen und seine Liebe geschenkt.“ — —

Sie war allein in ihrem niedlichen, kleinen Stübchen, schon seit Stunden, und saß jetzt über eine Landkarte gebeugt. Sie suchte ängstlich nach einem so wenig wie möglich bekannten Oertchen, wohin sie innerhalb vierundzwanzig Stunden das Dampfroß entführen könne.

„Es müßte so ein kleines Landstädtchen sein,“ dachte sie, „welches nur von schlichten Ackerbürgern bewohnt wird, die sich um alles das, was draußen in der Welt passirt, sehr wenig kümmern.“ Und dann stützte sie wieder ihren Kopf in die Hände. „Aber werde ich mir auch in solchem Krähwinkel eine Existenz schaffen können?“ fragte sie sich ängstlich. „Wird es mir möglich werden, unter solchen Leuten meine Talente zur Geltung zu bringen, damit —“

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach sie. Sie erhob sich rasch, um zu öffnen, in der Meinung, Frau Breder käme, um sie ihren trüben Gedanken zu entziehen. Wie aber erschrak das junge Mädchen, als ihr statt der Erwarteten Adalbert gegenüberstand.

„Setzen Sie alle in diesem Augenblicke nur lächerliche Prüderie bei Seite, Mary,“ sagte der junge Mann ernst, „und gestatten Sie mir, bei Ihnen einzutreten. Ich möchte ungestört ein Wort mit Ihnen reden.“ Und als sie ihm auch wirklich den Weg freigab und sie dann neben einander in dem freundlichen Zimmerchen standen, welches die edelste Menschenliebe für Mary eingerichtet, faßte er leidenschaftlich ihre beiden Hände. Wie in Todesangst sah er in die thränengefüllten Augen des Mädchens und sagte in leisem, schmerzdurchbebtem Ton:

„Mary, ich weiß Alles! Aber ich dulde trotzdem nicht, daß Sie gehen. Im Gegentheil, ich wiederhole in diesem Augenblick meine Bitte: „Setzen Sie Alles bei Seite und folgen Sie nur dem Gebot der Liebe! Werden Sie mein Weib, Mary — und ich will Sie auf Händen tragen, Sie vergessen lehren —„

„Daß meine Mutter auf dem Schaffot gestorben!? Adalbert, nein, nein — das können Sie nicht! O, das Schreckgespenst meines Lebens würde im Gegentheil auch noch das Ihre werden! Haben Sie doch Erbarmen mit mir,“ setzte sie tieferregt hinzu, „und führen Sie mir nicht immer wieder den Gedanken vor die Seele, wie glücklich ich sein könnte, wenn das Fürchterliche, das Unselige nicht begangen worden!“

Sie kam nicht weiter — die Thür wurde von Neuem geöffnet. „Es ist ein eingeschriebener Brief für Sie da,“ rief Anna in das Gemach hinein. „Bitte, kommen Sie herunter, Fräulein. Der Postbote kann Ihnen das Schreiben doch nur selbst geben.“

„Ein Brief — an mich?“

Es war noch nie vorgekommen, daß Mary in diesem Hause Briefe erhalten. So sah sie betroffen in das Gesicht der Dienerin.

„Ja, ja, ein Brief an Sie!“ wiederholte das Mädchen. Und ungeduldig setzte es hinzu: „Aber der Postbote wartet — ich sagte es ja schon!“

Ein tiefer Athemzug hob die Brust Mary's. Dann folgte sie rasch der Magd und kaum eine Minute später lag das Schreiben in ihrer Hand.

„Allmächtiger,“ stöhnte sie leise auf, als sich ihr Auge auf die Schriftzüge der Adresse senkte:

„Von meiner Mutter!“

Und fassungslos zu Adalbert hinübersehend, der ihr gefolgt, setzte sie hinzu:

„Ist es erbarmungslos — unkindlich von mir, daß mir vor diesem Schreiben graut.“

„Nur rein menschlich, natürlich,“ erwiderte der junge Mann ernst. Dann trat er dicht an das Mädchen heran und seine Hand auf ihre Schultern legend, setzte er hinzu:

„Aber fassen Sie Muth, Mary. Vielleicht enthält das Schreiben auch manchen Trost für Sie, den Sie nicht erwarten.“

Sie blickte sinnend in sein schönes Gesicht. Dann öffnete sie den Brief. Ihre Augen überflogen die ersten, wohl mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen. Nun aber blieben sie plötzlich wie gebannt an ein paar Worten hängen. Der Ausdruck ihrer Züge wurde ein so seltsamer, betroffner, daß Adalbert nicht umhin konnte, zu fragen:

„Mary, um Gotteswillen, was schrieb die Unglückliche denn?“

„Lesen Sie selbst!“ erwiderte sie und reichte ihm den Brief.

Es wurde todtenstill in dem Gemach. Dann tönte es plötzlich jubelnd über die Lippen des jungen Mannes.

„O, Mary, Mary — welch' ein Glück!“ Und den Brief auf den Tisch werfend, schlang er die Arme um den Hals der Geliebten.

„Sie war nicht Deine Mutter! Nur äußerer Vortheile wegen nahm sie das Kind einer Verstorbenen — die kleine Waise bei sich auf. Auf Wunsch des Gatten, der den Pflegling liebte, machte sie Dich und die Welt glauben, Du seist ihr Kind! Mary, Mary — dem Himmel sei Dank, jetzt sind alle Schranken gesunken zwischen Dir und mir!“

Sie legte den blonden Kopf selig an seine Schulter: „Ja, ja,“ flüsterte sie, „jetzt darf ich Dein sein, mein Adalbert!“ Und ihm innig in das Auge schauend, das so liebend zu ihr niedersah, setzte sie hinzu: „Nun kann ich auch ohne Scheu vor Deine edle Mutter treten und sie um ihren Segen bitten! — O, Gott, Gott, und ich brauche nicht hinaus in die fremde, kalte Welt!“ rief sie.

„Noch zur rechten Zeit kam das Bekenntniß der Unglücklichen.“

In einer Berliner Volksküche.

Skizze von **F. Braun.**

(Nachdruck verboten.)

Hunger thut weh! Der Hunger ist der grausamste Herrscher und der Hunger beugte schon manches Herz, das sich ehedem seines Stolzes gerühmt. — —

Müde, in jede ihrer Bewegung die tiefste Ermattung, schritt eine schlanke, schwarzgekleidete Frauengestalt vor einem großen Hause der Müllerstraße auf und nieder. Aus dem tiefverschleierten Gesicht glühten ein paar dunkle Augen fieberhaft und warfen sehnsüchtige Blicke auf eine Treppe hinunter, die in ein besuchtes Kellerlokal führte. Es war die Volksküche am Wedding, aus der ihr der Duft von allerlei Gemüsen entgegenströmte.

Die Frau schien sehr unglücklich und grenzenlos arm. Denn angstvoll überzählte sie jetzt den Inhalt einer kleinen Börse.

„Fünfzehn Pfennige! Es reicht gerade!“ hauchte sie. „Aber dann — dann!“

Sie blieb plötzlich stehen und starrte vor sich hin. Der Ausdruck namenlosen Entsetzens breitete sich über das noch jugendliche Gesicht.

„Dann ein Sprung hinunter in das Wasser! Sterben — o, ich möchte noch nicht sterben trotz allem Jammer und allem Elend.

Wie in einer Fata morgana erschien plötzlich die Vergangenheit vor ihr. Sie sah sich in dem reichen, elterlichen Hause als einziges Kind, den Liebling Aller. Und wie sie heranwuchs, eine schöne, vielumworbene Jungfrau wurde. Die Zeiten gingen und kamen. Ihre Stunde schlug und die Liebe nahm Besitz von dem jungen Herzen. Aber es war eine verbotene Liebe, denn die Eltern willigten nicht darein, daß das einzige Kind des alten Kaufherrnhauses den würdigen Schauspieler heirathete. Und als sie ihrer Liebe doch nicht entsagen konnte und mit ihm entfloh, da begleitete sie der Eltern Fluch in die Ferne.

Er blieb nicht wirkungslos! Sie sah sich betrogen, der Mann, dem sie vertraute, war ein Elender. Er wurde bald ihrer überdrüssig und überließ das arme, unerfahrene, junge Weib erbarmungslos ihrem Schicksal.

Sie kannte nur eine Rettung: zurück nach der Heimath, in das Elternhaus.

Aber als sie gestern Abend, krank, unglücklich, von Allem entblößt, nach einer langen Reise, die ihre letzten Mittel aufgezehrt, vor

dem reichen Kaufmannshause um Einlaß bat, wies man sie erbarmungslos zurück. Für die Verlassene war kein Platz in diesem Hause.

Und jetzt? Der Hunger regte sich immer gewaltsamer in ihr. Noch einmal nahm sie allen Muth zusammen und schlich die Treppen hinunter, die in die Volksküche führten. Ein altes Mütterchen wies sie in den unbekannten Räumlichkeiten zurecht. Sie hatte sich von der Kassirerin eine Marke gelöst und ging nun den Uebrigen nach, um sich für dieselbe ein Schüsselchen Gemüse geben zu lassen. Dabei blickten ihre Augen scheu um sich. Sie sah an langen, sauberen Tischen die verschiedenartigsten Persönlichkeiten ihr Mittagsmahl einnehmen. Da waren ehrliche Arbeiter und heruntergekommene Subjekte. Auch Leute besseren Standes fehlten nicht — junge, stellenlose Menschen — arme Studenten, denen der Inhalt ihres weißen Schüsselchens wohl wie eine Lucullusmahlzeit erschien.

Hinter dem mächtigen Ausgebetisch standen elegante Damen, ältere und junge, die mit gleichgültiger Miene den armen Hungrigen ihre Portionen verabreichten.

„Kohlrüben oder Linsen?“ hörte sich die schwarzgekleidete Unglückliche anreden, wie sie jetzt vor dem Tisch stand.

Als wenn ein Blitzstrahl sie getroffen, so fuhr sie zusammen. Ihre bebenden Hände nestelten den Schleier in die Höhe. Einen Moment blickten sich zwei Paar Augen starr an, dann wurde das bleiche Gesicht der Armen noch um Nüancen bleicher. Mit dem schmerzvollen Ausruf: „Mutter, meine Mutter!“ sank sie leblos zusammen.

Ein wirres Durcheinander entstand.

„Todt — sie ist todt! Holt einen Arzt herbei! Nützt nichts mehr, hier kann Niemand helfen!“ So rief, flüsterte und sprach es durcheinander, während sich Alles um die starre, leblose Gestalt drängte. Da machte sich plötzlich eine hohe, schlanke Frau in elegantem, modischen Kostüm Platz. Schneeweißes Haar rahmte ein vornehmes, stolzes Gesicht ein, ein Gesicht, aus dem in diesem Augenblick jeder Blutstropfen gewichen.

„Hebt die Unglückliche auf, Leute, ich bitte Euch!“ sagte sie mit bebender Stimme. Und auf die offenstehende Thür zum Frauengemache deutend, fügte sie hinzu: „Nicht wahr, dort hinein tragt Ihr mir sie.“

Zwei Minuten später und die Ohnmächtige lag auf Tüchern und Decken, so weich wie möglich ruhte sie auf einer langen Bank.

Ein paar bittende Worte und die vornehme Dame war mit der Unglücklichen allein.

Nur einen Moment blickte die Greisin noch regungslos in das bleiche Gesicht da vor sich. Nun stöhnte sie leise und in die Kniee sinkend, drückte sie ihre Lippen auf den Mund, die Augen, die Stirn der Armen.

„Erna, meine Erna, so weit ist es mit Dir gekommen!“ jammerte sie. Dann sprang sie auf, und aus einer bereitstehenden Karaffe Wasser auf ihr Tuch gießend, rieb sie das Gesicht — ihres Kindes.

Und dann? Endlich öffneten sich die Augen der Armen:

„Im Himmel!“ hauchte sie und ein glückselig Lächeln flog um ihre Lippen.

„Erna, Erna!“ Du lebst, mein Kind — und —“ Es wurde der strengen, stolzen Frau schwer, das schöne Wort auszusprechen, „und ich vergebe Dir. Der Platz am Mutterherzen steht dem reuigen Kinde offen!“

Sie lagen sich in den Armen.

Die Volksküche am Wedding hatte das Versöhnungswerk vollbracht und Elternfluch in Elternsegen verwandelt.

Selbstvergötterung.

Von **Otto Preiß.**

(Nachdruck verboten.)

Nicht gut ist es, wenn der Mensch zu gering von sich denkt, nie recht an seine Leistungsfähigkeit glaubt und sich so wenig zutraut, daß er bei jedem Werke, das er zu beginnen bedenkt, sich zugleich muthlos zuruft: „Ich bringe es ja doch nicht zu Ende, mir fehlt die rechte Befähigung dazu, das wahre Talent!“

Aber gefährlicher, weit gefährlicher scheint es uns, wenn der Grundzug eines menschlichen Charakters jene Vergötterung seines lieben Ichs zeigt, welche Alles, was er beginnt, von vornherein „tadellos“ findet, der seine Werke, seine Schöpfungen, die einfachsten Arbeiten, welche er zu Ende gebracht, für das Beste hält, was überhaupt in der betreffenden Branche geschaffen werden kann.

Der Mensch soll mit Muth und Energie an die Arbeit gehen, zu der seine Berufspflicht ihn führt, aber er soll andererseits auch wieder die strengste Selbstkritik üben. Der Vollkommenheit sind Wenige unter uns nahe, ganz gleich, auf welchem Gebiet wir uns bewegen, und wer immer zufrieden ist mit dem, was er leistet, der bleibt auf dem Standpunkt stehen, auf welchem er sich befindet, oder geht zurück. Und doch sollen wir vorwärts streben, sollen wir uns zu allen Zeiten sagen, wie wenig das ist, was wir leisten im Verhältniß zu dem, was wir leisten könnten, wie wenig das ist, was wir wissen müßten.

Das schönste Talent verkümmerte schon, weil das Gift der Selbstvergötterung sich in seine Ausnutzung mischte. Wer sich schon zu Beginn einer Künstlerlaufbahn entzückt sagt: „Meine Werke gehören zu den besten!“ dem steht schon auf der Stirne geschrieben, daß er sich nie über die Mittelmäßigkeit erheben wird.

Und doch — es ist nichts Leichtes, Selbstkritik zu üben, wie unschwer es auch ist, Anderer Schaffen mit dem Sezirmesser der Recension, des einfachen Urtheils, zu zerstückeln, und wenige Menschen giebt es überhaupt nur, die in dieser Beziehung verstehen, gerecht zu sein.

Scheint es uns doch auch nur menschlich, uns über das zu freuen, was wir schufen. Aber in des Menschen Natur liegen viele Fehler, gegen die wir kämpfen sollen mit dem Aufgebot jener Kraft, die auf uns als das Erbtheil der Gottheit gekommen.

Das Mißtrauen ist gewiß eine Untugend; aber mißtrauisch sein gegen uns selbst, dürfen wir getrost das gerade Gegentheil heißen. Wer mißtrauisch ist gegen sich selbst, liefert schon den Beweis, daß er den Willen hat, seine Fehler abzulegen. In dem Mißtrauen gegen unser Selbst liegt schon die Erkenntniß unserer Schwächen, unserer Untugenden.

Freilich, glücklich sind die Menschen schon, die sich zu aller Zeit damit schmeicheln: „Was wir thun, ist schön, recht, gut! — Was ich denke, ist edel und brav!“ Aber das Piedestal, auf das sie sich stellen, scheint uns gar morsch, und einmal kommt schon für sie Alle ein Tag, an dem die entgegengesetzte Meinung der Welt sie mitleidslos herunterreißt von diesem mit Truggold geschmückten Piedestal. Vielen wird damit die Binde von den Augen gerissen und sie sehen in furchtbarer Klarheit, wie verblendet sie gewesen, suchen auch die Unklugheiten der Vergangenheit wieder gutzumachen. Andere aber werden verbittert, wenn nicht schlecht. Sie zürnen der Welt, sie schmähen sie, daß sie sie verkenne. „Ich habe nur kein Glück!“ sagen sie murrend. „Was Andere schufen, war viel weniger bedeutend und wurde anerkannt, sie selbst mit Lorbeeren geschmückt, der mir gerechterweise viel eher zugekommen wäre!“

Solche aber sind rettungslos verloren für das Leben und die Welt, sie werden nimmermehr noch zu nützlichen Gliedern in der Kette der Menschheit. Denn wenn wir auch zugeben müssen, daß das Glück unserem Schaffen zur Seite stehen muß, so bekennen wir uns andererseits doch auch zu dem alten Sprüchwort: „Zumeist ist doch Jeder selbst seines Glückes Schmied!“

Aphorismen.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem Kinde verleben wir noch mal ein Stück Vergangenheit, hoffen wir noch mal auf eine Zukunft, wiegen wir uns noch einmal ein in die Illusionen der Gegenwart. Eine Welt von Genüssen kann eine liebende Mutter nicht entschädigen für die Freuden, die ihrer in der Kinderstube harren. Das ist ihre Welt, und jede Knospe, die durch Gottes Beistand und durch ihre liebende Sorgfalt in der jungen Anpflanzung zur Entfaltung kommt, wird für sie eine Quelle der Freude, für welche kein flüchtiger Reiz, kein Rausch, kein Taumel des Vergnügens in der Außenwelt der Genüsse entschädigen könnte.

Was uns zu lieben zwinget die Natur,
Wir lieben's aus Gewohnheit häufig nur,
Doch was dem Herzen nah und wahlverwandt,
Was sich magnetisch zu dem Herzen fand,
Ein Bund der eig'nen freien Seelenwahl,
Das ist der Liebe höchstes Ideal.

Die Schule bildet den Menschen heran,
Daß er in der Welt sich einführen kann,
Doch echte Weisheit, trotz Lernens und Strebens,
Bringt einzig allein ihm die Schule des Lebens.

Es wechseln die Menschen, die Mode ihr Kleid,
Noch schneller oft, als das, wechselt die Zeit,
Nur in der Natur sind Moden zu sehn,
Die niemals entfremden, die ewig bestehn.

Das Glück, ein unermess'ner Schatz,
Hat doch im Menschenherzen Platz.
Das echte Glück strahlt auch zurück,
Will freundlich mit dem Hauch, dem warmen,
Das ganze Menschenthum umarmen.

Oft willst am Höchsten du vergessen,
Wenn nicht dein Schiff nach Wunsch er lenkt,
Daweil der Höchste doch indessen
Ohn' Ende an die Seinen denkt.

Das Theater sollte nach seiner ursprünglichen Bestimmung ein Tempel der Sitte sein und durch die Wirkung des Erhabenen sinkende Menschenherzen erschüttern, läutern, reinigen. Statt dessen ist es, ach, nur allzu oft eine Stätte der Gemeinheit, der Nudidät, der Zoten, die bösen Leidenschaften schwankender Seelen befördernd. Ebenso bietet die Presse häufig mit ihren unverhüllten Mittheilungen menschlicher Verirrungen die Hand zu neuen Schand- und Gewaltthaten; denn selbst in der Berühmtheit grauser Schändlichkeit liegt oft für gesunkene Seelen ein Großes.

Der Gang nach der Stadt. (Zu unserem Bilde auf Seite 33.) 's ist auch wahr! Warum soll nur immer die arme Mama nach der Stadt? Sie sagt oft: „Wenn nur mein Reserl größer wär', die müßt' mir öfter selbst hinein in das Häusermeer und das Gewirr und Getös' — ich komm' oft ganz zerleirnt heim — der gute Kaffee beim „Todtwürger" ist noch der einzige Trost in der Mühseligkeit!" So dachte 's Reserl oft, wenn's in der Ecke saß und vor Gedanken an nichts dachte, wie Kinder thun, wenn sie nichts anderes zu thun haben; — und so war's natürlich, daß Reserl langsam anfing, zu denken, wie's zu machen wär', wenn die arme Mama einmal sagte: „Jetzt hab' ich's satt! Probir's, Reserl, und erlös' mich einmal, Du weißt, wo die Stadt liegt und wo wir unseren Laden haben, von der ersten Straßen g'radaus und dann rechts um die Ecke, nach links wieder g'radaus um die zweite Ecke am Brunnen vorüber, an der Gans mit dem Wasserschnabel, wo's Durcheinander erst recht angeht und die Durchhäuser anfangen!" Und 's Reserl ließ sich das von seinem guten Herzen nicht zweimal sagen und fing in aller Stille mit Proben an und probirte fleißig, so oft die arme Mama in der Stadt war — was ja alle geschlagenen Tage vorkam — und die Proben machten sich nach und nach, der Kleiderschrank der armen Mama war offen und die Auswahl vogelfrei und 's Reserl wußte recht gut, daß lange Kleider größer machen und darum wählte es immer die längsten und auch die schönsten Kleider aus den kostbareren Stoffen, weil es immer hörte: in der Stadt werde soviel „Luxus" getrieben, „Luxus" sei so viel als „das Reichst' und Best', kost's, was es wolle" und was nachzuschleppen müssen's in der Stadt immer haben und wenn's das Kleid nicht thut, muß es der „Schabel" (Shawl) leisten. Die Stadt von Weihnachten her war bald aus der Schachtel genommen und in krummen Straßen mit leeren Bauplätzen aufgestellt und das Brummen Reserl's sollte das Lärmen und Fahren darstellen, von dem es schon so viel reden gehört — und hinter der spanischen Wand wurde Toilette gemacht — jegerl, wenn das Nachbar-Karlchen herübersehen würde! und nachdem alle Kleider der Mama umgenommen und wieder weggeworfen waren, so daß Kanapee, Stühle, der Boden wie Heu und Stroh voll lagen — war die Herrlichkeit zu Ende und Reserl fertig und trat hervor — strahlend vor Stolz und Glück und der erste Blick gehörte dem Nachbarhaus: ob Karlchen jetzt herüberguckt? „Jetzt darf er ja dürfen!" sagte Reserl und warf die Lippen stolz auf . . . und so haben wir Reserl's ersten Gang da leibhaftig vor Augen und von hinten gesehen, würde kein Mensch errathen, wer die noble Madame ist, die da in den Straßen herumgeht und den Schabel (Shawl) nachschleppt, daß einige Häuser in Ohnmacht fallen vor der Pracht und Herrlichkeit, und der Sonnenschirm — der größte, den die Mutter im Kasten hatte — wehrt das Lächeln der Sonne ab, die mit großem Wohlgefallen herabsieht auf das hübsche Madi und die hübschen Bewegungen und den langen Shawl und die glückseligen Augen und das kecke Näschen und die frischen Wangen!

Saphir sagte eines Tages, als er von einem Diner kam: Ich habe heute so viel Rindfleisch gegessen, daß ich mich schäme, einem Ochsen in's Gesicht zu sehen.

Charade.

Dem Ersten kann die Zweite hilfreich dienen,
Ob's geistig oder leiblich ihm gebricht;
Und ist das Ganze leiblich ihm erschienen,
Dann ist er klug, folgt er dem Führer nicht.

Logogriph.

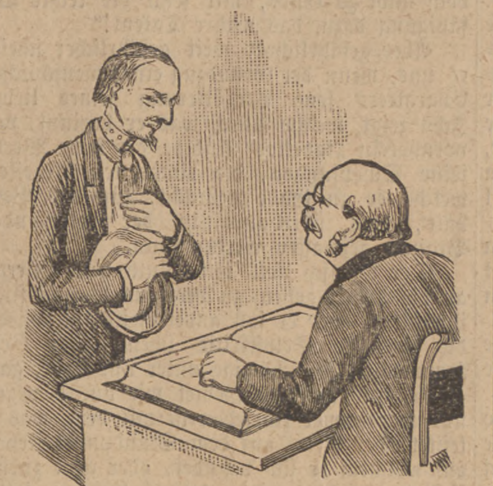
Ein Ungeheuer sonder Gleichen
Nennt euch mein Wörtchen in fünf Zeichen;
Auch ist es, munt'rer Winde Spiel,
Des Knabenwunsches hohes Ziel.
Den Kopf weg, — sieh ein Riesenbild,
Das oft die Welt mit Blut erfüllt;
Ein Göttlicher konnt' ihm gebieten,
Bezähmend all' das blinde Wüthen.
Nimm Hals und Fuß — ein Wehgeschrei,
Ein Ruf des Staunens und der Reu'.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Buntes Allerlei.

Uebel angebracht.

Originalzeichnung für unser Blatt.



Stadtsekretär: „Würden Sie nicht geneigt sein, eine Vorstellung für Nothleidende zu geben, Herr Professor?"

Zauberkünstler: „Die gebe ich alle Tage, denn ärgere Noth, als ich mit meiner Familie, leidet wohl Niemand in dieser Stadt."

Harmlose Antwort. Bei einer schwurgerichtlichen Verhandlung gegen eine Diebesbande wurde eine Angeklagte gefragt, woher sie den Diebeshaken habe. Harmlos erwiederte sie: „Es ist noch ein Andenken von meinem seligen Vater."

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Was bewegt zu Thränen, ohne das Herz zu rühren?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der räthselhaften Inschrift aus voriger Nummer:
Nee, was der für a Appetit hat.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer
Die Backpfeife.

Graf Rudolf von Habsburg. (Zu unserem Bilde auf Seite 37.) Schiller's wunderschöne Ballade „Der Graf von Habsburg" ist allbekannt, nicht viel minder ist es das umstehende Bild des verstorbenen Künstlers Moritz von Schwind. Rudolf, auf dem Schlosse Habsburg, welches von seinem Ahnherrn Radbod im Jahre 1019 erbaut worden, wurde er im Jahre 1218 geboren; seine Mutter war die letzte Erbin des Hauses Kiburg, dessen Besitzungen daher an ihn fielen. Es fügte sich nun einmal, daß Rudolf mit seinen Dienern ritt, zu jagen in einer Aue. Da hörte er eine Schelle, wie man sie dem Sakrament vorträgt. Er ritt ernstlich dem Getön nach. Da fand er einen Priester mit dem Sakrament an einem Wasser und hatte der Priester das Sakrament hingestellt und wollte die Schuhe ausziehen, um mit dem Sakrament das Wasser zu durchwaten. Der Herr fragte ihn, was er da thue? Der Priester antwortete: Ich trage das Sakrament zu einem Kranken und wollte den nächsten Weg gehen, um den Sterbenden nicht zu lange warten zu lassen und finde nun keinen Steg über den Bach. Da sprang der Habsburger von seinem Pferde, fiel auf die Kniee, verehrte das Sakrament und hieß den Priester das Pferd besteigen und auf demselben seinen Weg fortsetzen. Der Letztere erzählte nun dem Bischof und anderen Herren von der Frömmigkeit und Redlichkeit des Grafen von Habsburg und von seinen edlen Thaten und brachte es dazu, daß die Herren dem von Habsburg nachfragten und soviel Gutes von ihm hörten, daß sie ihn zu einem römischen König wählten.

Im Briefe. Ein Bauer sollte einem Advokaten Krebse bringen. Der Bauer ward unterwegs müde und setzte sich auf einem Rasenplatze nieder. Er schlief ein und sein Kober lag neben ihm. Wie erschrak er, als er erwachte. Die Gefangenen hatten den Kober geöffnet und sich frei gemacht. Mit großer Herzensangst trug er den Brief ohne die Krebse zu dem Advokaten. Dieser las und las wieder und sagte endlich zu dem Bauer: „Aber, mein Freund, hier sind ja Krebse im Briefe!" — „Ei!" sagte der Bauer, „das ist mir recht lieb, daß sie in dem Briefe sind. Aus dem Kober waren sie mir auf dem Wege bei meiner armen Seele alle mit einander verschwunden. Nun weiß ich doch, wo sie hingekommen."

Der Gedanke eines Lieutenants. Lieutenant: „Sie, Müller, um'n Gedanken vor!" Müller tritt um einen ganzen Schritt aus der Linie heraus. „Müller, sind Sie wahnsinnig, — heißt das'n Gedanken vor? — wissen Sie, was bei mir ein Gedanke ist? Bei mir ist ein Gedanke so viel wie gar nichts!"

Herr im Hause. Ein armer Ehemann ward von seinem bösen Weibe sehr gemißhandelt. Er bekam sogar zuweilen Schläge von derselben. Seine Freunde neckten ihn deswegen und sagten ihm, er solle doch nur einmal zeigen, daß er Herr in seinem Hause sei. Er versprach es ganz gewiß zu thun. Einst war die Frau so wüthend, daß sich ihr Mann genöthigt sah, unter einen Tisch zu kriechen. In diesem Augenblicke hörte sie die Stimmen der Freunde in dem Vorsaale. Jetzt beschwor sie den Mann, geschwind hervorzugehen. „Nein," rief er triumphirend, „ich gehe schlechterdings nicht hervor! Ich will doch endlich einmal zeigen, daß ich Herr im Hause bin."

Räthsel.

O kennst du das Wort, das die Sprache belebet,
Und Sinn erst verleihet dem hallenden Laut?
Es saget, was wir in Gedanken gewebet
Was Hohes und Schönes die Seele erschaut!
Und was in der Seele wir fühlend empfunden,
Es nennet das Wort, das ich meine, es dir;
Du räthst es, mein Leser, in wen'gen Sekunden;
Das Wort, das ich meine, das Wort nenne mir!

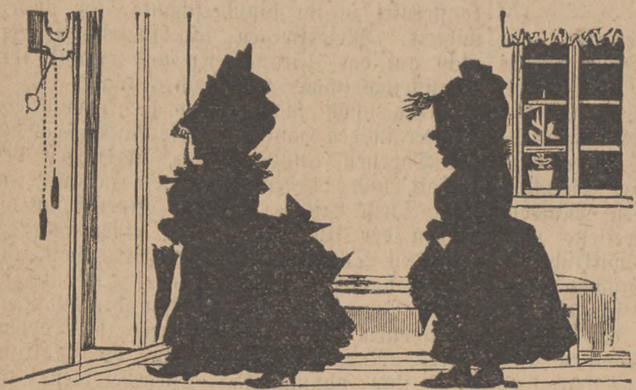
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Bleiche, Eiche. — Windbeutel. — Handschuhe.

Redigirt von **John Schwerin** in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von **John Schwerin's Verlag, A.-G.**, in Berlin W., Behrenstr. 22.

Das gestörte Stelldichein.

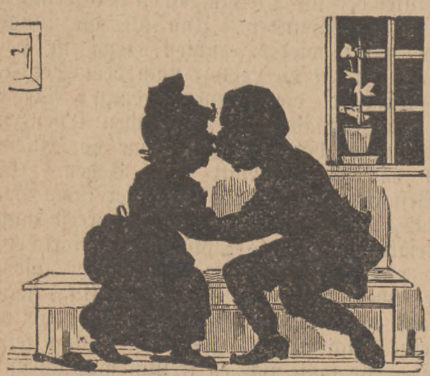
Humoristische Original-Zeichnung für unser Blatt.



Frau Maier geht vergnügt hier aus,
Die Köchin bleibt allein zu Haus.



Karlinens Schatz, der Grenadier,
Kommt nun herein durch jene Thür.



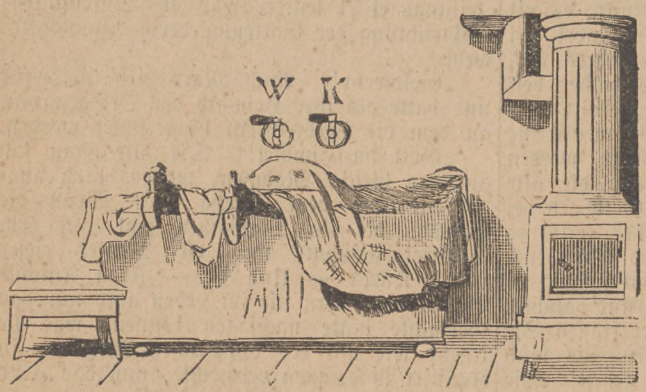
Um hier bei seinem lieben Schatz
Zu wechseln Händedruck und Schmatz.



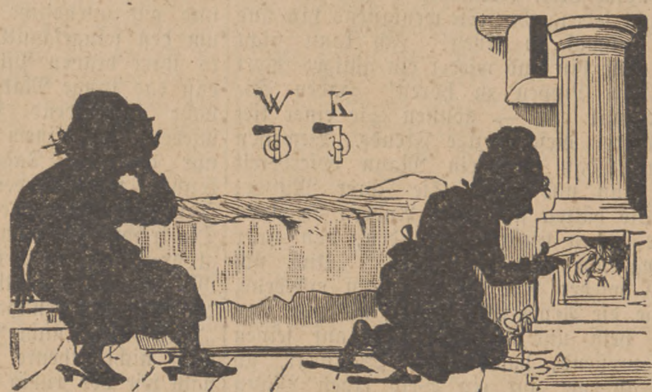
Es klingelt! August drücke dir
Schnell in die Badestube hier.



Krank ward Frau Maier in dem Magen;
Will schnell ein Bad bereitet haben.



Der August denkt: Das ist fatal —
Na, du versteckst dir hier nun mal.



Karline die muß heizen ein
Und denkt: Wo mag der August sein?



In Schweiß gebadet zeigt er sich —
Frau Maier schreit entsetzlich.



Karline muß den Dienst verlassen;
Der Grenadier trägt ihr die Sachen.



Graf Rudolf von Habsburg. (Mit Text auf Seite 40.)